Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 39. Bromberg, den 13. Mai 1924.

Die japanische Pest.

Roman von Ludwig Anton.

(16. Fortsetzung.)

Wie hypnotisiert blickte Wieser auf die Kolossalfigur. Unbestimmte Erinnerungen an ein ähnliches Gesicht tauchten in ihm auf, das in seinem Leben eine entscheidende Rolle gespielt. Aber obwohl er auf den Gott starrte, daß ihn seine Augen schmerzten, er konnte den Mann, den er suchte, nicht in den hohnvoll verzerrten Zügen finden.

Jetzt veränderte das Gesicht den Ausdruck. Es wurde ernst, finster, drohend. Dunkel legte sich um die Stirne, dann um die Augen, aus denen es nach wie vor bläulich hervorblitzte, dann verschwand Nase, Mund und Kinn. Der Lichtkreis des Scheinwerfers war nach abwärts gewandert und legte die ungefüge Brust, vier Arme und vier Hände bloß, die ein großes Steinbecken trugen.

Nun erlosch der Scheinwerfer, die Lichter flammten wieder auf.

Die drei Männer durchsuchten die Halle. Zu mächtigen Haufen getürmt lagen da, säuberlich geordnet, die Säcke und Fässer mit Lebensmitteln und Konserven, die Granaten und Torpedos, Land- und Seegeschütze, Benzin-Barrels, Kohlen und Maschinenbestandteile. Alle eisernen Gegenstände zeigten mehr oder minder starken Rostansatz.

Der Kommandant verzog ärgerlich das Gesicht und sprach einige Worte. Was er sagte, war im Donnergetöse, das vom unbekannten Gotte herkam, nicht zu vernehmen.

Sie näherten sich der Kolossalstatue. Fünf breite Stufen führten aufwärts zum Becken, das von einem meterbreiten steinernen Band umgeben war. Im Becken war Wasser in lebhafter Bewegung. Aus einer Öffnung der Statue floß es zu, durch eine andere wieder ins Innere derselben ab.

Mit lebhafter Bewegung faßte Yoghushiwa Wiesers Arm und deutete in das Becken. Dort tummelten sich 7—8 dunkle Tiere, an Größe und Gestalt lebhaft an Eidechsen gemahnend, nur daß bei ihnen schmale Schwimmhäute Vorder- und Hinterfüße verbanden.

Der japanische Arzt zog ein Tuch aus der Tasche und breitete es auf den Boden aus. Dann ließ er sich auf allen Vieren nieder, hob langsam den Arm und fischte mit blitzartiger Bewegung eines der Tierchen heraus, das er in seinem Tuche barg.

Nun fuhr auch sein Hund, der das als Erlaubnis aufzufassen schien, auch seinerseits zu jagen, mit der Schnauze ins Wasser, holte eine der Wasserechsen heraus und schluckte sie hinunter.

Ärgerlich riß Yoghushiwa den Hund an der Leine zu sich herum, steckte das zusammengewickelte Taschentuch ein, und die drei Männer schritten, die Hunde hinter sich, die Stufen hinunter. Sie durchquerten die ungeheure Halle, stiegen die Treppen hinan und machten erst im Freien halt.

„Der Wasserfall", erklärte Dr. Yoghushiwa, „ist im Innern der Statue. Wir fanden einen uralten, höchst einfachen Mechanismus, den Fall abzulenken. Den haben unsere Mechaniker wieder hergestellt. Wenn der Fall spielt, verursacht er ein derartiges Donnergetöse, daß man sich nicht verständlich machen kann. Nun denken Sie mal, wenn da eine gläubige Menge in den Tempel geführt wird und erst eine Predigt, dann religiöse Gesänge anhört, Weihrauchdüfte wehen umher, ein Opfer wird auf den Altar gelegt, und dann fängt der Gott zu donnern an."

„Stimmt!" sagte Wieser trocken. „Schließlich verzehrt die Priesterschaft das Opfer, das man dem Gott gebracht."

„Dazu sind doch die Priester da", bemerkte der japanische Arzt. „Ist doch auch in Europa nicht anders. Die Leute können doch nicht von der Luft leben. Und man braucht sie. Denn ohne Religion ist der Mob nun mal nicht zu halten."

Wieser war das Thema peinlich. Er sprach nicht gerne über politische Gegenstände, besonders nicht vor einem Manne, den er für seinen Feind halten mußte, dem er nicht traute, der seine Äußerungen, zumal wenn ein Zeuge sie bestätigte, dazu mißbrauchen konnte, ihm einen Strick zu drehen. Seine Aufgabe war beendet, seine Rückkehr nach Europa mußte unmittelbar bevorstehen. Er wollte auch das allergeringste vermeiden, das irgendwie Anstoß erregen konnte. Daher wechselte er das Thema.

„Sagen Sie, Kollege, was war das für eine Wasserechse, die Sie da aus der Opferschale des Gottes herausfischten?"

Lebhaft wandte sich der japanische Arzt um. „Ja, Kollege Wieser, das ist riesig interessant. Das ist eine überall sonst ausgestorbene Art von Grottenmolchen. In den Inschriften des Tempels, so weit sie entziffert wurden, ist von dem Zwergkrokodil als heiligem Tier die Rede. Auch bei dem mexikanischen Indianerstamme, der um die Trümmer des geborstenen Hochgebirgstempels wohnt, sind noch alte Sagen und Geschichten erhalten, die von diesem Gotte und seinem heiligen Tier, dem Zwergkaiman, erzählen. Es scheint dieser Tempel da der Haupttempel für ganz Mexiko gewesen zu sein, solange sich der Kontinent bis hierher und noch weiter westwärts erstreckte."

„Woher wissen Sie das, Kollege?"

„Die Steinwand der Halle, aus der wir kommen, war überfät mit Steintafeln und Inschriften. Die meisten davon befinden sich im Museum für vaterländische Altertümer in Tokio. Der beste Inschriftenkenner Japans, Dr. Masaichi Yasui hat ein Buch darüber geschrieben, in dem er die meisten dieser Inschriften übersetzte. Einige davon sind sehr interessant. Aus einer Gruppe derselben geht hervor, daß die Priesterschaft dieses Tempels das oberste Gericht in Streitfällen war, wo es um Leben und Tod ging."

„So etwas wie unsere Gottesgerichte im Mittelalter, die im Zweikampf entschieden wurden?"

„Ja, aber der Gott fällte die Entscheidung selbst und vollzog auch den Urteilsspruch. Die beiden Kämpfer traten zur Opferschale, brachten ihre Opfer dar und trugen erst dem obersten Priester, dann dem Gotte selbst ihre Sache vor. Sie stiegen zu diesem Zweck bis zur Kopfhöhe und flüsterten ihre Gebete in die Ohren des Gottes. Dann traten sie rechts und links vom Gotte vor zwei Altäre und warteten im Gebete, bis der eine unter Krämpfen umsank und starb. Den verschlang sofort die Erde. Er war gerichtet. So zu lesen im Buche des Dr. Yasui."

„Hat man diese Versenkung im Tempel auch gefunden?" frug Wieser voll Interesse.

„Man fand ihrer vier. Wir haben sie wieder festgemacht. Es sind vier grundlose Wasserlöcher, die ins Meer führen. Das ist aber nicht das Interessanteste."

„Was wäre das?"

„Eine Prophezeiung des Gottes, welche der höchste Priester jedem König des Landes als Warnung vor dem versammelten Volk mitteilte, wenn er sich ihm, wie es vor der Sintflut üblich war, vorstellte."

„Sintflut?" frug der Oberstleutnant.

„Ja, es fand sich eine Beschreibung der großen Flut, in ihren Grundzügen den Sagen ähnlich, welche alle Völker der Erde zur Erinnerung an diese Katastrophe bewahrt haben. Feuer kam vom Himmel, es regnete Asche und Schwefel und Wasser, der Boden bebte, das Wasser stieg, und als es sich beruhigt, ragte einsam die Insel mit dem Tempel aus den Gewässern. Das gruben zum ewigen Gedenken die Priester in den Stein, dann verließen sie in einem Schiff die Insel. So steht es geschrieben."

„Wenn das die biblische Sintflut war," meinte Dr. Wieser, „müßte der Tempel viel, viel älter sein als 2000 Jahre. Wie lautet die Prophezeiung?"

„Der Priester sagte ungefähr: König, herrsche gerecht als Herr und Vater über deine Völker. Denn es ist uns von den Vätern her verkündet: Am Ende der Tage, wenn Haß und Sünde unter den Menschen herrscht, wenn die Frevel der ungerechten Könige zum Himmel schreien, dann wird sich zürnend der Gott in seinem Tempel erheben und wird mit dem Hauche seines Mundes die Menschheit austilgen. Darum hüte dich, o König, daß du nicht den Zorn des Gottes erregst, daß nicht unter deiner Herrschaft das Verderben über die Menschheit komme. Denn dann wirst du fallen und dein ganzes Volk und nur wenige Gerechte werden übrig bleiben."

„Schauen Sie, Herr Doktor," unterbrach der Kommandant, „was hat nur der Hund des Herrn Dr. Wieser?"

Das Tier hatte sich zu Boden geworfen, wälzte und krümmte sich. Es öffnete das Maul weit und schnappte mit hellroten Lefzen krampfhaft nach Luft. Dann stieß es einen heiser bellenden Laut aus, streckte alle vier Füße von sich und war tot.

„Das Tier ist an der Seuche gestorben," sagte Dr. Yoghushiwa, „die hier die Insel entvölkert hat. Es muß mit bazillenhaltigem Material in Berührung gekommen sein. Es muß etwas gefressen haben, denn mein Hund wäre auch zugrunde gegangen, wenn es sich nur um Einatmen von Sporen gehandelt hätte."

„Mein Hund hat nichts gefressen," erklärte Dr. Wieser. „Wohl aber der Ihre."

„Was denn?"

„Nun, den Salamander, Molch oder was das sonst für ein Tier war. Jetzt ist mir alles klar. Der Tod meines Hundes, das Gottesgericht der Priester, die Prophezeiungen des Oberpriesters, die Drohung dem Könige gegenüber, die auf einer ganz realen Basis ruht."

„Ich verstehe nicht," sagte der Kommandant.

„Hören Sie mich an, Herr Oberstleutnant. Der Molch beherbergt den Mikroben. Der Warmblüter, der ihn frißt, erkrankt, wie wir alle an Fieber erkrankt waren, und wird Verbreiter der tötlichen Krankheit. Verstehen Sie jetzt den Tod meines Hundes?"

„Ja, aber wie hängt das mit dem Gottesurteil, mit der Drohung der Priester einer längst vergessenen Religion zusammen?"

„Zweifelsohne war den Priestern das Geheimnis bekannt. Nicht so wie uns, die wir in wissenschaftlicher Arbeit die Zusammenhänge aufgedeckt haben und den Träger der Krankheit, den Erreger der Seuchen kennen. Aber sie wußten, dieser Molch überträgt auf den, der ihn lebendig ißt, die Macht, durch den Hauch seines Mundes zu töten. Da stand denn ein solcher Priester hinter dem Ohr des Gottes, in das der Mann sein Gebet flüsterte, der den Unwillen des obersten Priesters erregt hatte, weil er ihn für den Schuldigen hielt, oder weil er dem Tempel weniger gespendet hatte, als der andere."

„Das ist möglich."

„Sie sehen ja. Der Getötete wurde durch die Versenkung sofort ins Meer gestürzt, damit er die Seuche nicht weiter verbreitete. Möglich auch, daß in dem Weihrauch, den sie zur Anwendung brachten, sich ein Mittel fand, das die Luft reinigte. Das läßt sich heute wohl vermuten, aber nicht mehr feststellen."

„Wie kam es aber dann," frug der Offizier, daß der Oberpriester mit dem Könige und den zwei Parteien sprechen konnte, ohne sie zu töten?"

„Das läßt sich ganz wohl erklären. Wahrscheinlich erlischt nach einiger Zeit die Fähigkeit, die Umgebung zu infizieren, man hört auf, Mikrobenträger zu sein. Diese Alten, die gewiß sehr genaue Beobachter waren, dürften gewußt haben, wie lange das dauerte. Ich bin überzeugt, der Kollege Yoghushiwa wird sich leicht einer Tempelinschrift erinnern, die es uns verrät."

„Stimmt", sagte dieser. „Der geweihte Priester mußte zwei Jahre in strengster Klausur leben, und durfte nur mit den älteren Brüdern Verkehr pflegen. Nach dieser Zeit erst durfte er vor den Gläubigen erscheinen und predigen. Zweimal mußte nach fünf Jahren und einmal nach weiteren zehn Jahren die Weihezeremonie für den nächsthöheren Grad wiederholt werden."

„Wir konnten das natürlich noch nicht feststellen", erklärte Wieser. „Nun, wir immunisieren nach drei Tagen, das konnten diese alten Inkapriester nicht. Aber ihre Macht über Leben und Tod erscheint unbegrenzt. Und ihre Drohung mit dem Zorn des Gottes, der die Menschen austilgen werde, hatte einen sehr realen Hintergrund. Wenn ein einziger frisch geweihter Priester, wenn ein Hund wie dieser da, den der Kollege an der Leine führt, frei unter Menschen in einer dicht bevölkerten Stadt losgelassen würde . . ."

„Ich werde den Hund sofort erschießen," erklärte der Oberstleutnant, „sowie wir zum Boot zurückkommen. Ich hätte es schon getan, aber ich habe keine Waffe bei mir."

„Warum das Tier opfern?" fragte Wieser. „Es ist der letzte Hund, den wir haben. Wir werden ihn isoliert halten und immunisieren."

„Und wie wollen Sie die sieben Wohnräume desinfizieren?" fragte der Offizier.

„Sehr einfach. Wir werfen in jeden ein großes Stück Stangenschwefel, das wir an der Türe anzünden. Das tötet alles Lebendige und vertreibt den Aasgeruch. Dann wird gelüftet — wozu haben wir die Gasmasken? — Die Überreste der Toten werden nach Ihren rituellen Vorschriften behandelt, verbrannt oder bestattet, wenn Erdreich genug da ist, oder ins Meer versenkt — da soll Ihnen Dr. Yoghushiwa ein Programm ausarbeiten."

Der japanische Arzt zuckte zusammen, als sein Name ertönte. Er hatte während des vorhergehenden Gespräches am Schluß nicht mehr Anteil genommen, sondern war sichtlich in Gedanken versunken mit den beiden anderen Männern mitgegangen. Jetzt schrak er auf.

„Was ist? Was soll ich?"

Der Oberstleutnant klärte ihn auf. In lebhafter Wechselrede erreichten sie den Strand.

„Kommen Sie, Dr. Wieser," sagte der Oberstleutnant, „wir wollen das kleine Boot nehmen. Ich habe mit Ihnen zu sprechen."

Das kleine Boot ging im Schlepptau des großen. Der Kommandant saß am Steuer, Wieser sah ihm zu, wie er das Steuer dirigierte.

„Hören Sie, Doktor. Wie Sie wissen, habe ich Ihre Heldentat, sich als Erster freiwillig mit den lebenden Bakterien anzustecken, nach Tokio gemeldet. Heute kam die Antwort. Unsere Regierung legt Wert darauf, Männer von Ihren wissenschaftlichen und Charakterfähigkeiten im Lande zu behalten."

„Auch heute noch, Herr Oberstleutnant?"

„Wie meinen Sie das?"

„Herr Oberstleutnant, mit Ihnen, Mann zu Mann, spreche ich ganz offen. Ich habe Sie im Laufe dieses Jahres als biederen, ehrenwerten Charakter kennen und achten gelernt. Bei Ihnen brauche ich die Zunge nicht siebenmal im Munde umzudrehen, ehe ich ein Wort loslasse."

Der Offizier lächelte. „Ich verstehe Sie ganz gut. Um Sie aber vollständig zu beruhigen, gebe ich Ihnen mein Wort als Mann und Offizier, von dem, was Sie sprechen, nur das nach Tokio zu melden, was Sie offiziell gemeldet wünschen. Auch meinen Herren gegenüber, die den Gegenstand kennen, den ich mit Ihnen besprechen will. Und nun komme ich zu meiner Mission. Die japanische Regierung bietet Ihnen den Titel eines Kaiserlich japanischen Universitätsprofessors und eine Vortragsklinik in einer großen Universitätsstadt an. Natürlich müßten Sie japanisch lernen, was einem Manne von Ihrer Intelligenz nicht schwer fallen kann."

„Sehr schwer, Herr Oberstleutnant. Gewiß, mit Fleiß und Energie erlernt sich die Umgangssprache bald. Auch die Schriftsprache läßt sich erlernen. Aber meistern wird ein Ausländer nie eine Sprache in dem Maße, um alle Feinheiten derselben so zu beherrschen, daß er frei darin täglich wissenschaftliche Vorträge halten kann."

„Soweit ich unterrichtet bin," sagte der Offizier, „soll Ihnen drei Jahre Zeit gelassen werden. Indessen würden Sie deutsch vortragen. Nun, was meinen Sie?"

„Ich sehe ein Hindernis. Ich bin kein Japaner. Ich werde es nie sein, selbst wenn ich durch die Gnade Seiner Majestät Graf oder Fürst werde. Je höher ich steige, desto mehr Feinde werde ich haben. Denn ich mag noch so gut japanisch gesinnt sein, meine europäische Abstammung ist mir ins Gesicht geschrieben. Und ich kenne die Volksstimmung in Japan. Die ist allem Weißen feindselig. Wir sind die weißen Schweine . . ."

„Oho!" unterbrach ihn der Kommandant. „Da muß ich doch widersprechen. Wenn während Ihrer Anwesenheit in meinem Befehlsbereich irgend wer es gewagt haben sollte, Ihnen mit einem Wort, einem Blick nahezutreten, dann melden Sie es mir, und wehe dem, der es wagte, meinen strengen Befehl zu übertreten."

„Ich habe nichts dergleichen zu melden. Ihre Truppe ist die bestdisziplinierte, die ich je gesehen. Es ist eine große Aufgabe und schwere Kunst, eine Truppe unter so schwieri-

gen Verhältnissen fest in der Hand zu halten, wie Sie es tun. Gestatten Sie, daß ich Ihnen, obwohl ich ja nicht dazu berufen bin, meine höchste Bewunderung über Ihre hervorragenden Soldateneigenschaften ausdrücke."

Das war mal eine echt japanische Rede, wenn auch in deutscher Sprache. Der Offizier verbeugte sich geschmeichelt.

„Es ist nicht mein Verdienst, Herr Doktor, es sind die Tugenden unseres erhabenen Monarchen, dessen bescheidener Diener ich bin. Die Disziplin, die Sie in so schmeichelhafter Weise bei meinem Bataillon loben, ist eine Eigenart meines ganzen Volkes. Wenn der Kaiser befiehlt, Ihre Verdienste anzuerkennen, wird sich im ganzen Reiche nicht eine Stimme des Widerspruches erheben."

„Daran zweifle ich nicht, Herr Oberstleutnant. Aber Sie kennen ebenso gut wie ich die Stimmung des Volkes von Nippon. Es weht heute eine scharfe Luft gegen alle Weißen in Japan. Ganz offen, ich werde unter den Kollegen lauter Feinde haben. Glauben Sie, das spürt man nicht, auch wenn kein lautes Wort fällt? Das wäre eine sehr unerquickliche Stellung, ein unausgesetzter Kampf, der um so erbitterter ist, je stiller und heimlicher er geführt wird. Und Gelehrte sind keine disziplinierten Soldaten. Darum melden Sie, bitte, der Regierung, daß ich die hohe Ehre und Auszeichnung wohl zu schätzen weiß, die man mir bietet, daß ich aber an Heimweh kranke und nichts sehnlicher wünsche, als ein Schiff, das mich nach Amerika bringt, und einen Paß mit japanischem, amerikanischem und deutschem Visum. Die Stellung, die man mir zudachte, gönne ich vom Herzen dem Dr. Yoshushiwa, der sie durch seine redliche Mitarbeit und seine Aufopferung ehrlich verdient hat. Denn es ist für einen so lebhaften Mann, wie der Kollege es ist, keine Kleinigkeit, sechs Monate lang mit einem Fremden eingeschlossen zu leben und keinen Menschen sonst zu Gesicht zu bekommen. Glauben Sie mir, es weiß das niemand so gut zu beurteilen, wie ich." —

„Gut, Herr Doktor. Ich ehre Ihre Gründe, deren Richtigkeit ich einsehe. Ich werde heute noch nach Tokio telephonisch Ihre Bitte melden. Ich hoffe, daß in längstens einer Woche ein Dampfer mit Ihren Papieren in der Nähe unserer Station sein wird, der Sie nach San Franzisko bringt, von wo Sie die Bahn benutzen können."

Wieser dankte in ebenso höflichen wie herzlichen Worten. Indessen unterbrach der Kommandant plötzlich das Gespräch und machte sich am Motor des Bootes zu schaffen. Das gab dem Arzte wieder Veranlassung, die allseitige Ausbildung der japanischen Offiziere rühmend hervorzuheben, worauf ihn der Oberstleutnant in einem längeren Vortrage mit der Zusammensetzung des Motors, der Art der Speisung, Ölung und Heizung und den Handgriffen der Steuerung bekannt machte.

(Fortsetzung folgt.)

König Herbarts Ring.

Von Theo Junior.

Die fröhlichen Primaner des Gymnasiums der alten Stadt hatten ihn sehr gern, ihren alten Ordinarius Professor Sorgenfrei, so wie er da war: der lange, dürre Herr mit dem kleinen, kahlen Kopf, darinnen ein Paar Äuglein so eigentümlich funkelten, als ob sie stets etwas Besonderes ergründen wollten.

Er war nicht nur ein simpler Lehrer, der Herr Professor Sorgenfrei; bewahre, er war auch ein Geschichts- und Altertumsforscher von gutem Namen. Aber ein solcher, der z. B. dicke Bände darüber schreiben konnte, ob der Name seiner Vaterstadt mit „oe" oder „ue" geschrieben wurde, als einst der große Fürst und Städtegründer sie taufte.

Dieser besagte Herr betrat nun eines Morgens mit wichtiger Miene seine Klasse.

„Es liegt was in der Luft", meinte einer der „Herren" Primaner mit schlauem Blinzeln.

Und— in der Tat, der Herr Professor stieg heute mit besonderer Würde aufs Katheder: „Herrschaften, statt des für morgen geplanten Ausfluges habe ich mir etwas anderes für Sie ausgedacht. Der Herr Direktor hat's schon gebilligt, und Sie werden hoffentlich ebenso gerne mitmachen, als 'ne gewöhnliche Spaziertour! — Sie können mir allesamt morgen bei der Ausgrabung der alten Slawensiedelung vor dem Tore helfen und werden da viel Interessantes zu sehen bekommen!"

Ein mehr oder weniger unwilliges Gemurmel war die Antwort vieler Schüler: „Ich hab' keine Lust, in dem Dreck zu buddeln!"

„Den Zauber kennen wir schon!"

„Ach, Mensch, mach' nur mit! Das gibt doch Spaß, wenn der Alte wieder so 'n Haufen morscher Knüppel für 'ne Palastruine ansieht und dann darüber seinen „Speech" hält!"

In das Hin und Her der Meinungen tönt's vom Katheder: „Bitte, silentium! Überlegen Sie sich's in der Pause!"

Die Pause kommt! Und ein kleiner Pfiffikus aus dieser Prima tritt unter seine Kameraden und tuschelt geheimnisvoll mit ihnen.

Plötzlich ein Freudengeheul allerseits:

„Schicke Sache!"

„Heil und Sieg! Das machen wir!" usw.

Dem hochbeglückten alten Herrn wird gleich darauf die allseitige freudige Zustimmung mitgeteilt.

Am andern Morgen sieht man draußen an der bewußten Ausgrabestelle einen der Primaner geheimnisvoll wirtschaften! . . .

Bald verschwindet er; erscheint jedoch ein Stündchen später wieder auf der Bildfläche mit dem Herrn Professor und seinen Schülern, alle spatenbewaffnet.

Die Röcke fliegen ab! Die Spaten werden gepackt! und die Prima arbeitet in corpore, als ob's für Geld ginge.

Man buddelt, — und — buddelt, und — — buddelt! . . . Einer findet eine alte Scherbe:

„Vielleicht ein Urnensplitter," verkündet der Herr Professor, „werd's untersuchen nachher!"

„Herr Professor, hier ist ein Klumpen schwarzer Erde und ein paar komische, angeräucherte Steine!"

„Hm, — wohl 'ne alte Feuerstelle!" — Man buddelt weiter! Plötzlich stürzt einer herbei: „Herr Professor! Herr Professor! Ein Ring, ein goldner Ring!"

„Nein, so was!" Dem alten Herrn zittern vor Aufregung die Hände, als er den Ring entgegennimmt. „Wahrhaftig, ein goldener Ring (!), mit einer Inschrift sogar!" Vorsichtig wird der historische Schmutz ein wenig entfernt, und in alten, undeutlichen Schriftzeichen liest Sorgenfrei den Namen „Herbart".

„Herbart! Gott, Jungens! Ein Ring von König Herbart, dem Gründer dieser Slawensiedlung! Nein, diese Freude!" Aber, da scheint noch mehr zu stehen, im Ring; aber es ist undeutlicher.

Während der Alte sich treu und brav, aber vergeblich abmüht, alles zu entziffern, sehen sich die Herren Primaner vielsagend an. Es wird ihnen schwer, den nötigen „wissenschaftlichen" Ernst zu bewahren.

„Ja, Herrschaften, Sie müssen mich eine Stunde entschuldigen. Ich muß die Inschrift erst vollständig herausbaben. Zu Hause will ich's mal mit meiner Lupe versuchen. Ich bin bald zurück: Adieu!"

Allerseits lebhaftes Bedauern usw.! Als der eifrige Alte außer Hörweite ist, schallendes Gelächter!! Dann verzieht man sich zwecks eines Frühschoppens auf ein nahes Bierdorf und läßt „buddeln buddeln" sein.

Inzwischen ist Sorgenfrei in seinem Studierstübchen angelangt. Er ist noch immer in Ekstase! Mit Reinigungsinstrumenten, Tüchern, Zangen, Lupen geht er ans Werk. Bald ist der Ring sauber. Nach einigem Bemühen entziffert er vor dem Namen Herbart das Wort König. „Aha! Hatte ich doch Recht!" Er gerät immer mehr in Entzücken über seinen kostbaren Fund und vergißt Essen und Trinken, ja sogar die buddelnden Primaner in seinem Eifer!

Endlich — hat er das mystische Objekt völlig gereinigt, jedes einzelne Schriftzeichen . . .; er nimmt die stärkste Linse zur Hand und — „wa — wa —, was — ist — das!?" — und liest, — und — liest: „König — Herbart — seinem — lieben — Sorgenfrei!"

Peter und Paula.

Es ist erstaunlich, welch eine Unmenge von Idealismus in einem Körper wohnen kann, der 160 Pfund wiegt. Peter Ewald Himmelreich wog sogar noch mehr, er wog an deutschen Pfunden genau 163. Aber er glaubte trotzdem an Paula, die nur 89 Pfund wog. Es ist erstaunlich, wie wenig Idealismus in einem weiblichen Wesen Platz hat, das nur 89 Pfund wiegt. In Paula z. B. hatte irgendein Idealismus überhaupt nicht Platz. Sie war für das Flatterhafte und teils für Hugo und teils für Erich. Für Peter aber war sie nicht. Und das schmerzte Peter.

Es tat ihm so weh, daß er zu Paula hinging und sagte: „Paula! Ich kann ohne dich nicht leben, Paula! Willst du, Paula, daß ich ohne dich sterben muß?"

Paula lachte nur und sagte: „Du, Peter, denk mal an! Hugo hat mich zu einer Italienfahrt eingeladen! Aber ich weiß noch nicht, ob ich nicht lieber mit Erich nach Paris zum Rennen fahre!"

„Nimm mich, Paula", bat Peter, „und werde meine Frau!"

„Nein, Peter", sagte Paula, „halte mich jetzt nicht auf. Ich muß zur Schneiderin, ein neues Kleid probieren."

Peter ging heim und weinte. Er weinte so, daß seine 163 Pfund krampfhaft zuckten, und daß die Leute auf der

Straße draußen stehenblieben und in den Himmel guckten, weil sie glaubten, es sei ein Gewitter im Anzug. Frau Entenblut, bei der Peter wohnte, stürzte zu ihm ins Zimmer, um nachzusehen, was los sei. Peter schwamm in Tränen. Da er nicht schwimmen konnte, hatte er einen Rettungsgürtel angelegt.

Frau Entenblut fragte: „Peter, was haben Sie?"

„Ich will sterben", gab Peter zur Antwort.

„Ein Mann in Ihren Jahren? Bei Ihrer Gesundheit, Peter? Ich bitte Sie, warum?"

„Paula betrügt mich!"

„Nun", sagte Frau Entenblut, „dann müssen Sie sie eben vergessen. Man vergißt eine Paula ganz leicht. Trinken Sie doch eine Flasche Wein! Und essen Sie tüchtig!"

Und sie briet Peter ein Wiener Schnitzel, wie es Wirtinnen ihren Mietern nur selten braten. Peter sah es an und lächelte schmerzlich. Aber er rührte es nicht an.

Er sagte: „Glauben Sie, daß es Eindruck auf Paula machen würde, wenn ich stürbe?"

„Das weiß ich nicht", sagte Frau Entenblut.

„Ich werde mich an ihr rächen" sagte Peter.

„Womit?" fragte Frau Entenblut.

„Ich werde von heute an nichts mehr essen. Keinen Löffel Suppe rühre ich mehr an. Bis daß ich tot bin."

„Nun", sagte Frau Entenblut verständnislos, „und —?"

„Mein Tod", sagte Peter, „wird Paulas Gewissen schwer belasten. Sie wird sich sagen müssen, daß sie mich in den Tod getrieben hat. Der Schatten meines Leichnams wird sie auf allen ihren ferneren Wegen begleiten. Und das wird meine Rache sein."

Und Peter legte sich tatsächlich hin und aß von dieser Stunde an nichts mehr, nicht einmal einen Löffel Suppe. Er wog nach acht Tagen nur noch 100 Pfund. Sein Gesicht war eingefallen und hatte sich in einem solchen Maße vergeistigt, daß ihn alle, die ihn sahen, für einen Dichter hielten, während er doch nur ein tüchtiger Kaufmann war.

Als seine Mutter nach 14 Tagen an sein Bett trat, erkannte sie ihren Sohn nicht wieder. Peter drückte ihr kraftlos die Hand. Sie weinte.

„Junge", sagte sie, „was hat man aus dir gemacht!"

„Oh", sagte Peter, „ich glaube, Paula wird mich lieben, wenn sie nach ihrer Rückkehr aus Paris erfährt, daß ich gestorben bin."

„Junge", sagte die Mutter, „was hast du dann davon?"

„Nichts", sagte Peter, „aber ich glaube, es wird mich doch glücklich machen."

Nach vier Wochen wog Peter nur noch 89 Pfund, genau wie Paula. Das freute ihn. Es war das erstemal, daß er mit ihr etwas gemeinsam hatte.

„Ich denke", sagte er, „meine letzte Stunde ist jetzt nahe."

„Ja", sagte der Arzt, „haben Sie noch einen Wunsch?"

„Man soll Paula zu mir holen", flüsterte Peter.

Man schickte zu Paula, allein sie kam nicht. Sie müsse zur Putzmacherin, einen neuen Hut probieren, sagte sie. Aber sie wünsche Peter recht baldige Besserung.

„Nun", sagte Peter, „dann möge sie mich wenigstens zu Grabe geleiten!"

Er sagte das mit zitternder Stimme und starb. Starb des sanften Todes einer Liebe, die bis zum Hungertod gegangen war. Viele Leute gaben ihm das letzte Geleit. Nur Paula war nicht dabei. Sie war mit Erich nach Karlsbad zur Kur gefahren.

Als sie zurück kam, sagte man ihr, daß Peter tot sei.

„Peter?" sagte sie verwundert. „War der denn krank?"

(H. Wagner i. d. „Köln. Zeitg.")

Die Vorlesung.

Von Pacifikus Kaßlatterer.

Ich hatte zugesagt, in einer größeren deutsch-böhmischen Provinzstadt eine Vorlesung zugunsten des „Zentralasyls für erblindete Konsularbeamte" zu halten.

Als ich am festgesetzten Tage dort ankam, traf ich das veranstaltende Komitee in größter Bestürzung. Es seien bis jetzt — es war Mittagsstunde — trotz aller Agitation nur 17 Karten verkauft worden. Die Herren versicherten mir, daß ihnen das höchst peinlich wäre, wirklich höchst peinlich, man kenne mich eben hier bedauerlicherweise noch viel zu wenig, außerdem sei heute gerade das berühmte Schweineschlachtfest in Drahedítz, das mir jedenfalls stark Konkurrenz mache.

17 Zuhörer! Nette Aussicht. Verfluchtes Schwein, das gerade heute in Drahedítz sich schlachten lassen mußte!

Was war zu tun? Absagen? Wohl das Gescheiteste. Aber nein — halt — eine Idee! Ist der Bürgermeister verheiratet? — Er sei es. Mit einer geborenen Eberle, ihr Vater hätte ein Bäckergeschäft gehabt.

In einer Viertelstunde saß ich im Besuchszimmer der Frau Bürgermeisterin.

Es sei wirklich so schade, wenn sie es früher gewußt hätte. So habe leider ihr Mann bereits einen Tisch in Drahedítz reservieren lassen, ich werde begreifen, und dann hätte man sich auch mit Leisebachs verabredet, die man auch nicht gut sitzen lassen könne, ich werde begreifen ...

„Gewiß, gnädige Frau, gewiß, ich möchte Sie jedoch um etwas anderes gebeten haben. Von den Sachen, die ich heute abend vorlese, passen einige (entre nous gesagt) nicht recht für junge Mädchen. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie, soweit es die Zeit noch gestattet, in Ihrem Bekanntenkreis diskret darauf aufmerksam machen würden."

Die Frau Bürgermeisterin zwinkerte neckisch mit den Augen.

Ei, ei, sie hätte gar nicht gedacht, daß ich ein solcher wäre. Doch sei sie nachmittags bei Notars, die gesagt hätten, daß sie in den Vortrag gingen (sie seien sonst auch immer nach Drahedítz gegangen, aber der Papa vertrage seit seinem letzten Schlaganfall keine Blutwürste mehr), zu Kaffee geladen, wo sich dann sicher die Gelegenheit geben werde, ich hätte ganz recht, man könne nie wissen, was sich ein Mädchen dabei denke und ob sie es am Ende nicht doch verstehe. Dankend verabschiedete ich mich.

Der Saal war abends ausverkauft.

Das tapfere Herz.

Von Max Geißler.

Die Arbeit des Herzens in einem Tage oder gar in einem Leben bis zu den Höhen des biblischen Alters ist eine ungeheure. Bei jedem Herzschlage werden 60 Kubikzentimeter Blut in die Adern gepumpt. Die Menge, die täglich weiterbefördert wird, übersteigt alle schätzungsweisen Annahmen bis zur Verblüffung. Man höre! Da bei normaler Herztätigkeit des Erwachsenen 72 Pulsschläge in der Minute gezählt werden, befördert der Herzmuskel 72 mal 60 gleich 4320 Kubikzentimeter in der Minute, in einer Stunde 259 200 Kubikzentimeter, in einem Tage 6 220 800 Kubikzentimeter, in einem Jahre 22 705 Hektoliter. Das sind in 70 Jahren 1 589 350 Hektoliter. Um von dieser Menge eine Vorstellung zu erhalten, nehmen wir an: wir beladen damit Güterwagen, jeden mit 40 Fässern Blut zu je 1 Hektoliter. So braucht man dazu 39 733 Waggons. Das sind fast 800 Züge zu je 50 Waggons! Eine so ungeheure physische Arbeit leistet der kleine Herzmuskel während eines Menschenlebens! — Interessant ist auch die folgende Berechnung, wiewohl sie mit der Leistungsfähigkeit des Herzens nichts zu tun hat. Die mittlere Umlaufsgeschwindigkeit der Erde beträgt jede Sekunde rund 30 Kilometer (genau 29,6 Kilometer). In einem Jahre legt die Erde den Weg um die Sonne zurück; sie läuft also rund 933 466 000 Kilometer. Ein Soldat, der in der Stunde fünf Kilometer marschiert, brauchte zu diesem Wege 21 322 Jahre, wenn er rastlos ginge und am Tage 120 Kilometer hinter sich träte. Ein Soldat marschiert aber nur 30 Kilometer. Er brauchte also 84 000 Jahre. Und ein Flugzeug würde die Sonne auf der Erdbahn in 1065 Jahren umfliegen.

Kleine Rundschau-Ecke

* **Der erste Schultag.** Hans hat von der Strenge der Lehrer viel gehört und erlebt mit Bangen den ersten Schultag. Der Lehrer nimmt das Nationale auf und fragt: Wie heißt du? und so weiter — „Stand des Vaters"? worauf Hans zögernd antwortet: „Am Potsdamer Platz!" Erstaunt fragt der Lehrer: „Was ist denn dein Vater? Drauf Hans — ohne Stocken: „Schutzmann." — Der Vater hört von der Antwort. „Wie kommst du auf die Idee," fragt er seinen Jungen, „ich bin doch Kaufmann." — „Ja," sagt Hans, „das weiß ich, aber der Lehrer sollte Angst vor mir kriegen."

*

* **Musik und Feuerwehrmann.** Als das Dresdener Philharmonische Orchester unter seinem Dirigenten Mraczek in Brieg in Schlesien gastierte, spielte es auch die Leonorenouvertüre Nr. 3 Als der Trompeter den Saal des Schützenhauses, wo das Konzert stattfand, verließ, um in einem entfernteren Raume das Signal hinter der Szene zu blasen, riß ihm der diensttuende Feuerwehrmann nach dem ersten Ton die Trompete vom Mund mit den Worten: „Was fällt Ihnen ein, hier zu blasen? Hören Sie nicht, daß drinnen Musik gemacht wird?"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.